

Ein Gottesdienst im Zuchthaus.

(Vorbereitung in Bremen.)

(Aus der „Ivode. Allgem. Ztg.“)

Christus unter den Sündern und Ausläsigen! Es giebt wohl kein Bild aus der menschlichen Geschichte, das so mächtig ergreifender zu wirken vermöchte, als dieses. Man mag über die Religion noch so freigeistlich denken, Millionen ist sie doch ein unabwiesbares Bedürfnis, das sich immer wieder geltend macht, und sie ist und bleibt die sicherste Stütze unserer sittlichen Weltordnung. Dem Unglücklichen ist sie die beste Tröstlerin, wenn er sie nur zu finden weiß, und sind die, welche um ihrer Vergehen wegen Gesetz und Ordnung ausgehoben sind von der Gesellschaft und ihrer engen Gesangsmauern büssen, nicht alle in erster Linie Unglückliche? Wer jemals, selbst etwa nur als über ein vergangenes Dasein, die entzweigende der Freiheit auf gewisse Dauer hat erdulden müssen, der wird wissen, welche peinliche Empfindung dies erzeugt, und wie leicht das Bewußtsein, nur nicht gehen und kommen zu können, wie man will, eine Qual ist für den an seine Bestimmung gewohnten Menschen. Wie viel mehr die Unglücklichen, die zugleich das Gefühl einer schweren Schuld drückt, die nach Urteil und Recht eine längere, vielleicht jahrelange Strafe verbüßen müssen, und die sich dabei sagen, daß ihnen die bürgerliche Leben erschwert ist durch die begangenen Fehler und durch das Vorurtheil, das sich festsetzt — trotz des humanen Sinnes unserer Zeit und trotz aller Güte in dieser Richtung getroffenen Einrichtungen — mehr oder minder wirksam gegen den entlassenen Sträfling feiert und ihm den Wiedereintritt in eine geordnete Bestimmung unmöglich macht. Es giebt der Bildungsgang und das persönliche Egoismus (und man darf wohl auch bei Strafstrafen meist ein solches voraussetzen), um so härter die Strafe, und unter Mitleid die aber als unser Mitleid muß sich werden, wenn wir einmal durch die Umstände in die Lage einer Strafanstalt oder auch in eine solche selbst gezwungen werden und dort deren Bestimmung bezeugen, die sich nicht in sich selbst, sondern in der Beziehung mit der Außenwelt, gewöhnlich ein viel strengeres Gesetz tragen als das, welches sie in der Freiheit befolgt haben.

Für mich haben die Nachrichten des Lebens, die Abnormitäten und Mangelwürdigkeiten, schon aus des psychologischen Interesses willen, das sie bieten, immer eine gewisse Anziehungskraft gehabt; an ihnen erkennen wir den Wert des Rechts in vollem Maße, lernen die Norm und die Regel kennen, sie zeigen im Weiteren aber auch die Mangelhaftigkeit der Natur und die dunkeln Quellen, aus denen das Böse oft in den sonderbarsten Formen hervorbricht. Das Verbot des Verbrechens, der moralischen Abnormitäten steht dabei allen anderen voran; seine Beurteilung muß in allererster Linie aus pathologischen Gesichtspunkten erfolgen, und deshalb ist unser Gefangniswesen, trotz aller wirthlichen und wissenschaftlichen Verbesserungen, die es in den letzten Jahren erlitten hat, noch immer der schwächste Theil unserer Strafrechtspflege.

Ich war sehr gespannt darauf, was ich zu sehen bekommen würde, als ich am Morgen des bremischen Besuchs am 25. September 1878, einer Einladung des Direktors der Strafanstalt Olesbshausen folgend, mich dahin auf den Weg machte, um dem Gottesdienste in der Anstaltskirche beizuwohnen.

Olesbshausen ist die erst vor wenigen Jahren vom bremischen Staate erbaute Strafanstalt (beides, Zuchthaus und Gefangnis, in getrennten Abteilungen vereint) und liegt ca. 1 1/2 Meilen nordwestwärts von Bremen, die erste Station an der Bahn nach Vegesack bildend. Die Anstalt, nach dem sogenannten penitentiären System (es ist eigentlichlich, daß wir die Verbesserungen und das rationelle Verfahren in Behandlung der Gefangenen und Strafstrafe aus Amerika herholen müssen) erbaut und theilweise nach bruchloser Zellengefangnis nachgebildet, verdient den Namen einer Mütteranstalt im vollen und besten Sinne des Wortes und macht sowohl dem bremischen Staate, als auch insbesondere ihrer Verwaltung Ehre.

Direktor Schepel, ein ehemals preussischer Beamter, hatte mir schon einige Monate früher Gelegenheit gegeben, die Anstalt in allen ihren Theilen in Augenschein zu nehmen und mich zu überzeugen, daß in derselben neben dem Geiste strengster Ordnung und Disziplin zugleich eine Humanität walte, die wohlthunend nach allen Seiten wirkt, und die auch dem Besucher sofort bemerkbar wird, gewissermaßen die ganze Luft des ganzen Hauses mitlern. Nicht etwa, daß den Sträflingen oder den Gefangenen Freiheiten gewährt wären, die sich mit dem Zweck der Strafe nicht vereinbaren lassen; in diesem Punkte ist die Handhabung unspödisch und wird streng gehandhabt; aber eine ganze Reihe von Einrichtungen (z. B. die Vergünstigung des Haltens von Blumen und selbst Eingängen in der Zelle bei besonders guter Führung, die Gestattung geeigneter Lectüre, die Auslassung verschlossener Briefkästen, aus denen der Direktor selbst die Korrespondenz der Gefangenen mit ihren Familien herausnimmt) lassen erkennen, wie der Leiter der Anstalt bemüht ist, den seiner Dignität anvertrauten Sträflingen möglichst zu begünstigen, schon auf der einen Seite, ermunternd und aufrichtig auf der andern. Direktor Schepel liegt in der Ausübung seines schwierigen Amtes nicht lediglich im Straßwech, sondern vor Allem dem Beförderungsweg ins Auge, und dem entsprechen nicht nur die Einrichtungen des Hauses (so z. B. sind die Aufseher sämtlich Handwerkermeister, die zugleich den Unterricht an die Gefangenen erteilen, bezw. die Kontrolle derselben bei den ihnen übertragenen Arbeiten führen), sondern es überträgt sich dieser

Geist auch auf alle Beamten, die unter ihm wirken. Lautlos, für den Besucher unmerkbar, arbeitet das große, zweigeteilte Gerichte, aber mit einer Gräßlichkeit und Sicherheit, die zu jeder Zeit und an jedem einzelnen Punkte sofort die Probe auf das richtige Gehen aller Theile machen läßt. Angenehm berührt von vornherein die außerordentliche Sauberkeit, die man gleich bei dem äußeren Anblick der Anstaltsgebäude als ersten Eindruck empfängt, und der man auch im Innern überall und bis in die verstecktesten Winkel begegnet.

Es war ein edler Herbstmorgen, als ich an oben gedachten Tage früh 7 Uhr von Bremen aus zu der Tour nach Olesbshausen mich aufmachte. Ein wogender Nebel, der den Eintritt der rauheren Jahreszeit ankündigte, zugleich aber auch, da er zum Wiedergehen sich ansetzte, einen schönen Tag in Aussicht stellte, hüllte weit und breit die Gegend ein, und als wir nach 1/2 stündiger Eisenbahnfahrt Olesbshausen erreichten, waren die Gebäude der Anstalt, schon dicht an der Bahn gelegen, doch noch kaum von der Station aus zu erkennen. Mit mir zugleich war der Anstaltsgeistliche, Pastor Kayser, der, weil er zugleich die hiesigen Anstalten (Detentionshaus u. s. w.) besichtigt mit zu versehen hat, in Bremen wohnt, angeht, und Direktor Schepel, der uns an der Grenze seines Gebiets erwartete, machte mich mit ihm, einem stattlichen Manne mit schwarzem Haar und Vollbart, sichtlich bekannt; genauer sollte ich ihn erst später auf der Kanzel kennen lernen.

Der Gottesdienst in der Anstaltskirche beginnt regelmäßig, an allen Sonn- und Feiertagen, früh 8 Uhr. Derzeit ist selbstverständlich kein öffentlicher und kann die Möglichkeit, ihn beizuwohnen, nur kraft besonderer Erlaubnis erlangt werden. Den Familien der Gefangenen ist die letztere jedoch, soweit ich weiß, generell erteilt. Die Kirche selbst, in dem die beiden parallel laufenden Hauptgebäude der Anstalt (in Form eines H) verbindenden Mittelraum gelegen und dessen obersten Raum allein ausfüllend, ist einfach aber würdig eingerichtet. Ueber dem Altar, den ein von dem talentvollen bremser Maler Arthur Zünger hergestelltes Oelgemälde schmückt: Petrus, auf dem Meer wandelnd, dem nahenden Christus im Augenblicke des Zertrübens zuzufinden: Herr, hilf mir! (Ev. Matth. 14, v. 30), befindet sich an der einen Schmalseite der Kirche; die Kanzel, wie der Altar und die ganze innere Einrichtung der Kirche überhaupt sind aus Holz mit hellbraunem Lackanstrich hergestellt. Rechts und links von Altar und Kanzel liegen zwei kleine Emporen, deren eine für den Direktor bestimmt ist, während die andere ein Harmonium trägt, auf dem der Anstaltslehrer den Gesang vor und nach der Predigt begleitet. Gleichzeitig nimmt während des Gottesdienstes auf derselben ein Aufseher Platz, der von diesem erhöhten Punkte aus jeden einzelnen der Gefangenen zu übersehen vermag, die in 169, von dem Plage vor dem Altar aus amphitheatralisch aufsteigenden, sächerartig neben und hinter einander gelegenen Holzstühlen sitzen, vorn die Weiber, dahinter die Männer, und zwar in den ersten Reihen jedesmal die Sträflinge, in den hintersten die Gefangenen. Beide Kategorien, d. h. die Anstalten des Zuchthaus und die des Gefangnisses, sind durch die Farbe der Kleidung von einander unterschieden. Die Einrichtung der Stühle ist derartig, daß die in denselben sitzenden Sträflinge bezw. Gefangenen vollständig isolirt sind und keiner den Andern sehen kann, während jeder Einzelne den Prediger und die auf den vorerwähnten Emporen befindlichen Beamten vor Augen hat. Dem Altar gegenüber und vor der ersten Reihe der Weiberstühle, von denen aus aber gleichfalls unsichtbar, sind eine Anzahl Stühle für die weiblichen Mitglieder der Beamtenfamilien, für den Fall, daß diese dem Gottesdienst beizuwohnen wollen, aufgestellt; an dem gedachten Morgen hatte ein Lechterchen des Direktors dort Platz genommen.

Wald nachdem wir die Kirche betreten und uns — Direktor Schepel mit mir — auf die Empore begeben hatten, begannen die Geize der Sträflinge sich zu füllen. Einzelne von links und rechts kommend, in Interwallen von je 15 Schritt aus ihren Zellen nach der Kirche geleitet, überall von Aufsehern übermachtet, traten sie ein und nahmen der Reihe nach die Stühle ein, deren Thüren vernehmbar hinter Jedem, der Platz genommen hatte, ins Schloß fielen. Es war, für den nicht daran Gewöhnten wenigstens, ein seltsam bewegender Anblick, die Gefangenen eilenden Schrittes und ohne nach rechts oder links zu blicken, Einen nach dem Andern ihre Plätze suchen zu sehen. Endlich war der Letzte eingetreten; die Geize waren gefüllt, das Geräusch der zuschlagenden Thüren verstummte, die Haupteingänge schlossen sich; auf den Treppentufen der Seitengänge nahmen, inmitten der dort postirten Aufseher, noch einige Gefangene Platz, für die die Zahl der gefüllten Stühle nicht ausreichte; als Letzter erschien ein dazu kommandirter Mann der Militärwache, ohne Gewehr, aber den Helm auf dem Kopfe, und nahm an der einen Seitenthür Stellung.

Jetzt begann der Vesper aus dem Harmonium mit einem Psalmton einzuliegen, das den Gesang des Liedes der frommen Kurfürstin von Brandenburg, Luise Henriette (geb. Prinzessin von Nassau-Drainien, Gemahlin des Großen Kurfürsten, geboren im Haag, 17. November 1627, gestorben 18. Juni 1667), Nr. 296 des bremischen Gesangbuchs: „Ich will von meiner Waise sein, wenn ich mich betrüben“ einleitete. Jeder der Gefangenen hatte vor sich auf seinem Platze ein Gesangbuch liegen, und die kleine, eigenartige Gemeinde stimmte — den Eindruck machte es mir wenigstens — andächtig in den Gesang mit ein, her ihre Seelen erheben und für die nun folgende Predigt vorbereiten sollte.

Während der dritten Strophe befiel der Geistliche, aus seiner Satisfaktion kommend, die Kanzel. Er begann, nachdem der Gesang beendet, mit einem kurzen Gebete und legte dann seiner Predigt die Epistel des folgenden Sonntags, des 15. nach Trinitatis, Galater 5, 25 bis 6, 10 zu Grunde: „So wir im Geiste leben, so laßt uns auch im Geiste wandeln u. s. w.“ die er verlas, und die die Versammlung stehend anhörte. Es waren Worte der Ermahnung und der Tröstung, die er, in Auslegung des Textes, an seine Zuhörer richtete, frei von Jektismus und geistlichem Hochmuth, aber tiefem Inhalt, vom Herzen kommend und zum Herzen gehend, und selten habe ich eine freie Versammlung mit größerer Aufmerksamkeit und aufrichtig erntbarer Andacht der Predigt von Gottes Wort folgen sehen, als hier diese kleine Gemeinde von Sündern und Verlorenen.

Der Gottesdienst wird nach evangelischem Ritus abgehalten. Zwar ist auf die besondere Sorgfalt katholischer und jüdischer Gefangenen, wenn solche in der Anstalt sind, genügend Bedacht genommen und die Zellen derselben stehen den betreffenden Geistlichen, wenn sie von Bremen aus die Anstalt besuchen, stets offen, allein an dem gemeinsamen Gottesdienste nehmen sämtliche Gefangenen ohne Unterschied der Konfession oder des Glaubens Theil, und die nichtevangelischen thun dies freiwillig und gern. Die Letzteren, sagte mir der nach dieser Seite hin sehr verdiente Direktor, seien in der ihnen erteilten Erlaubnis eine Vergünstigung und sind dankbar dafür. Ein einziges Mal seit dem Besuche der Anstalt ist es vorgekommen, daß ein Gefangener den Gottesdienst dadurch störte, daß er in aufgeregtem Zustande während der Predigt laut zu sprechen anfing; er wurde, ohne daß es weiteres Aufsehen erregte, sofort nach seiner Zelle zurückgebracht, und der Zwischenfall war damit erledigt.

Freitag, am Fuß- und Betttag, waren, so schien es, Alle mehr oder weniger zur Einkehr in sich selbst gesimmt, und die ernst mahnenden Worte des Predigers, der ihnen die wahre Christenpflicht und Nächstenliebe darlegte, mögen wohlthunend in manches Herz gefallen sein. Ich habe während der Predigt Muth, das Weibere und die Haltung der Frauen und Männer vor mir ein wenig eingehender zu betrachten. Es waren wohl abstoßende, harte Physiognomien darunter, aber auch manches feiner geformte Gesicht, das Sympathien einzufloßen vermochte; die Monotonie, die in vielen andern Strafanstalten, durch Rastmessen und Schere hervorgebracht wird, fehlte hier, da die milde Praxis der Anstalt den Sträflingen gestattet, Bart und Haar in angemessener Form sich wachsen zu lassen. Die Frauen saßen mit sauber geplättetem und gesticktem Haar, eine Haube darüber, da, während viele der Männer Härte der verschiedensten Art, selbst bis zum stattlichen Vollbart, trugen. Die Erlaubnis dazu, die aber immer nur auf besonders ausgesprochenen Wunsch und als Vergünstigung gewährt wird, trägt viel dazu bei, das Selbstgefühl der Sträflinge, und zwar im besseren Sinne, zu heben. So war die kleine Gemeinde beschaffen, die ich in ihrer Hausandacht zu beobachten Gelegenheit hatte, und ich muß gestehen, daß gerade dieser Gottesdienst auch auf mich anregend und erhebend wirkte. Mancher besondere und lebendige Eindruck drängte sich mir auf; ich dachte der Gegenwart im Leben und in der Gesellschaft, des Wirtens der Leidenschaft in der Menschheit, des Jornes, des Hasses, der Verführung, der Armut und der Noth; das Gleichniß von dem Sämling und dem Pharisäer, das von der Ehebrecherin traten mir lebendig vor die Seele und erinnerten mich, daß, wenn auch die Gesellschaft das Schwert führt, dem einzelnen Menschen doch nichts weniger zusetzt, als zu richten und zu verdammen. Draußen hatte endlich die Sonne den Herbstnebel niedergelämpft, und als ihre Strahlen hellstehend durch die Fenster in die kleine Kirche hereinfielen, da erschien mir auch diese Versammlung in ihrem Lichte wie gereint und verschönt und der Flecken ledig, die an ihr haften.

Als der Geistliche, ein Mann wahrhaft nach dem Herzen Gottes, seine Predigt geschlossen und die Kanzel, nach dem üblichen Segensspruche, den abermals Alle stehend anhörten, wieder verlassen hatte, wurde die letzte Strophe des oben zitierten Psalms gesungen, womit der Gottesdienst schloß. Die Gefangenen kehrten hierauf in derselben Weise, wie sie gekommen, in ihre Zellen zurück; ich verließ mit dem Direktor die Kirche durch die nördliche Thür, durch die wir eingetreten waren, und die außerhalb des Weges der Gefangenen lag, so daß wir mit diesen in keine Berührung weiter kamen.

Der nächste Zug führte mich, nachdem ich mich von Herrn Direktor Schepel dankend verabschiedet hatte, mit Herrn Pastor Kayser in einem Coupé nach Bremen zurück. Dieser, ein Wittenberger, der trotz seines mehr als 20-jährigen Aufenthalts in Bremen doch die weichen Laute seiner süddeutschen Heimat nicht vollständig abgestreift hat, erzählte mir noch Manches von seiner selbstgerühmten Thätigkeit. Es ist ein schwieriges und oft unanbathbares Feld, das er zu bebauen hat, und doch reifen auf ihm auch die Früchte wahrer Liebe zu Gott und den Menschen. Wer in solcher Stellung mit der Leidenschaft für seinen Beruf zugleich die Erkenntniß dessen, was nothwendig, und den richtigen Verstand verbindet, der kann unermesslich viel Gutes schaffen. Mögen die beiden Männer, Direktor Schepel und Pastor Kayser, noch lange ihrem jetzigen Wirkungskreise erhalten bleiben, dem bremischen Staate aber gehörig die Ehre und das Verdienst, in der Anstalt zu Olesbshausen ein muster-gültiges Vorbild für die Zukunft geschaffen zu haben.

Vermischtes.

[Neues über die echte Trüffel.] Häufig hört man die Meinung äußern und kann sie sogar von Professoren gedruckt lesen, daß die Trüffel in Deutschland, in Oesterreich, in Ungarn, in ganz Italien u. ebenso gut vorkomme wie in Frankreich. Dies ist vollkommen unrichtig und beruht auf der Verwechslung anderer Schwämme mit der echten Speisetrüffel. Diese kommt nur vor im mitteleuropäischen Frankreich und in Saabon; die schwarze nordafrikanische Trüffel ist eine inferiorer Art der echten. Der wertvolle Knollenpilz entwickelt sich einzig in der Nähe von Wurzeln der Eiche, namentlich von Quercus pubescens; nach Karsten sollen die Samen (Eicheln) der sogenannten Trüffel-Eiche Bäume hervorbringen, welche die spontane Erzeugung der fruchttragenden Knollen veranlassen, was jedoch billig bezweifelt werden darf. Die künstliche Kultur der Trüffel ist mehrfach mit Glück versucht worden; einbezogen ist sie im südlichen Elsaß, und ist allenthalben bei französischen Handelsgelehrten sog. „Trüffelbrun“ zu haben, nebst Anleitung zur Kultur. (Auch in Treves sind wegen glücklicher Zuchtversuche angeestellt.) Indessen wollen die künstlich erzeugten Trüffel der Quantität nach wenig bedeuten gegenüber den natürlich wild gewachsenen, deren „Jagd“ mit dem Schwein oder Barbone (Hund) nicht bloß eine Art Sport, sondern einen einträglichen Erwerbszweig bildet. Zugleich wirkt die Produktion und der Betrieb dieses Luxusgeschäftes ein helles Streiflicht auf die Hülfquellen Frankreichs. Denn im Jahre 1872 hat der Export an Trüffeln, also eines ganz ohne Zutun des Menschen wachsenden Produktes, aus Frankreich nahezu 23 Millionen Frs. betragen; in Folge der Zeitverhältnisse ist die Nachfrage nach Trüffeln, der Werth der Ausfuhr betrug aber immerhin noch gegen 14 Millionen Frs. im Jahre 1877. Dabei werden für etwa 1 1/2 Million Frs. Trüffeln aus Saabon eingeführt. Das Aufsuchen der kostbaren Knollenpilze ist eine ziemlich schwierige Arbeit und verlangt große Kenntnis des Bodens besessen und der ihr aufzutretenden begünstigten Umstände. In fremden Forsten ist dazu eine Lizenz notwendig, welche gewöhnlich gegen einen Kanon, der in einer Naturalquote des Ertrages besteht, erteilt wird. — (Graf Bismarck während des Krieges mit Frankreich.) Wir haben in unseren früheren Mittheilungen aus dem Büchlein die Kunde bereits einige krasse Bemerkungen des Grafen über militärische Persönlichkeiten und Einrichtungen erwähnt. Wir bringen heute noch einige Bemerkungen aus der Zeit der Belagerung von Paris. Vom Tage des Eintrittens in Versailles an äußerte Bismarck seinen Unmuth fortwährend über die Verzögerung des Bombardements, das große Besondere männlichen und weiblichen Geschlechts verdrängen wollten. „Wie ich sehe“, rief er eines Tages, „geben die Zeitungen mir die Schuld, wenn noch nicht bombardirt wird, ich wolle vor Paris nicht Ernst gemacht wissen, wolle keine Beschießung der Stadt. Unsum! Jetzt werden sie mich noch verklagen, daß ich unsere Verluste während der Cerimonie verschuldet habe, die allerdings schon nicht unbedeutend sind. Denn wir haben hier bei den kleinen Besätzen mehr Leute verloren, als wahrscheinlich ein großer Sturm geloset hätte. Ich habe den gleich gemollt und flets.“ — Ein andermal äußert er sich wieder unwillig über die Verzögerung des Bombardements und man erwiderte ihm darauf, daß die erforderliche Munition heranzufahren unmöglich sei. „Ah“, erwiderte er, „ich habe es den Herren schon ein paarmal gesagt, wir haben hier eine Menge Pferde, die täglich spazieren geritten werden müssen, damit sie nicht verderben. Könnte man sie nicht einmal zu einem andern Zweck verwenden?“ — Auf dieses Thema kommt er unabhägigale male zurück. Eines Abends beim Thee balancirte er einen Napoleons'dor auf der Spitze des Mittelfingers, als ob er ihn

wägen wollte und sagte: „Hundert Millionen doppelte Napoleons'dors, das wäre jetzt ungefähr die Kriegskostenabteilung — später kostet's mehr — 4000 Millionen Frants. Wiezigtausend Thaler in Gold werden ein Gentner sein, dreißig Gentner geben auf einen tüchtigen zweispännigen Wagen — ich weiß, ich habe einmal 14,000 Thaler in Gold von Berlin nach Hause tragen müssen. Was das schwer war. Das wären etwa 800 Wagen.“ — „Die werden Sie eher beschaffen, als die für die Munition zum Bombardement“, meinte Jemand. — „Ja“, entgegnete Bismarck, „aber Noan sagte mir in diesen Tagen, daß er in Kanteuil mehrere hundert Fuhrwerke hat, die zum Transport von Munition zu gebrauchen sind. Auch könnte man mit Wagen, die jetzt mit sechs Pferden bespannt sind, eine zeitlang vier-spännig fahren und die ersparten zwei Pferde zu Munitionsfuhren verwenden. Kanonen hat man 318 da, die wollen aber noch 40 und die könnte er auch noch beschaffen, sagt Noan. Aber Andere wollen überhaupt nicht.“ — „Geben man mir den Oberbefehl“, rief er bei einer andern Gelegenheit, „auf 24 Stunden und ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich. Ich würde dann bloß den einzigen Befehl geben: Es wird gefeuert. Die Villa Coulay ist ein Ort nicht weit von hier, wo der herbeigezogene Belagerungspast noch immer steht, statt in die Schanzen und Batterien gebracht zu sein und ich habe in einer Immediatvorstellung um Beschießung des Bombardements gebeten. Sie haben 300 Kanonen beistimmen und 50 oder 60 Mörser und für jedes Geschütz 500 Schüsse. Das ist gewiß genug. Ich habe mit Artilleristen gesprochen, die sagen, bei Straßburg hätte sie nicht die Hälfte gebraucht von dem, was hier schon aufgeschafft ist, und Straßburg vor gegen Paris ein Gibraltar.“ — „Wir hätten“, sagte er später, „wohl Paris liegen lassen und weitergehen können. Nun wir's aber mal angefangen haben, sollte auch Ernst gemacht werden. Hätten wir vor 4 Wochen zu bombardiren angefangen, so wären wir jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris und das ist die Hauptsache. So aber bilden sich die Pariser ein, es ist uns von London, Petersburg und Wien verboten worden, zu schießen, und die Neutralen werden glauben, daß wir's nicht können. Die wahren Ursachen werden aber wohl einmal bekannt werden.“

[Zur Bildungsfrage.] (Bruchstücke aus einem Artikel der „Gegenwart“ von F. Kirchner.) Wir sind an dem Punkte angelangt, wo wir den Hauptmangel unserer Zeit aufdecken können: Es fehlt unserer Generation der ideale Halt, das Fundament der Lebensführung! Wohin wir blicken, in die Kreise der obersten, mittleren oder unteren Schichten, überall fehlt die einheitliche, fruchtbringende Weltanschauung, ohne die natürlich alles fruchtlos, alle Freudigkeit am Dasein illusorisch wird. Als einen Hauptgrund dafür haben wir die Halb- und Unbildung hingewiesen, welche allmählich alle ungelehrten Volksschichten ergreifen hat. Jetzt haben wir ihre schlimmen Folgen für Religion und Moral, für Staat und Familie zu skizziren. Das die Aufklärung immer weitere Kreise ergreifen hat, werden wir am wenigsten bezagen. Die schlimmen Zustände, die angeblich zum Theil daraus entspringen, da sind, halten wir auch nur für einen Uebergang zum Besseren, für den Schwere, aber nothwendigen und zuletzt heilsamen Säkularisationsprozeß. Als die Reformation, die jetzt sogar von den Gegnern gefolgt wird, begann, war es ganz ebenso. Nein, aber wir geben nur zu bedenken, welchen Einfluß die neuen, plötzlich verbreiteten Resultate wissenschaftlicher Forschung und Kritik auf das unmaßige Volk haben mußten. Die tüchtigeren Männer im Volk, die wirklich Gebildeten und für die Fragen Zutreffenden, erkannten bald, daß trotz aller jener mehr oder weniger sicheren Resultate, die religiös-sittliche Bedeutung Jesu und seiner Religion keineswegs verringert sei. Sie schälten sich den bleibenden Kern aus der

vergänglichen Hülle. Die Menge aber, das Populärstüm verdröhend, verzerrt und mißversteht, hat die ganze Religion über Bord geworfen. Mit einem Schlag hat sie damit den idealen Untergrund ihres Denkens verloren. Und, was noch gefährlicher, auch ihres Handelns. Ein philosophisch Gescheiter oder wenigstens allgemein Unterrichteter mag seine Eitlichkeit, d. h. die Verpflichtung zum Guten und Bösen, geföhrt finden selbst bei pantheistischer oder naturalistischer Religionsrichtung. Das Volk föhlt sich dagegen jeder Verpflichtung ledig, sobald ihm Himmel und Hölle, Lohn und Strafe und Gott fraglich werden. Es ist leichter zu zerstören als aufzubauen. Hier aber gilt es vor Allem wieder zu bauen. Ein Blick in die socialdemokratischen Blätter genügt, um die Weltanschauung dieser Massen lernen zu lernen. Zu oft haben sie von Populärgelehrten gehört, der Geist ist bloß Stoff, der Mensch ist, was er ist, die einzige Religion ist der Mensch, als daß nicht hirtig alles Idelle, alle Autoritäten fröh fortwerfen sollten. Man bedenke nun einmal ruhig, welchen Grund man diesen gottlosen Menschen entgegen halten will, wenn sie behaupten, erlaubt sei, was gefällt, Was ist Recht, zu darben und tugendhaft zu sein sei Unsum? Was wollen wir ihnen entgegenhalten, da ihnen weder Christentum noch Kant, weder Hölle noch Unsterblichkeit imponirt? Ema die Kanonen? Oder Ausnahmengesetze? Aber Martyrer werden zu Fanatikern und die Irenen kann man weder todtschießen noch einperren. — Nein, Unterricht und Zucht, also Bildung des Kopfes und Herzens, vermag allein die unmaßigsten Herden zu zähmen. Vor Allem that uns ein gesunder Religionsunterricht Noth: ein Unterricht, der weder trockenen Dogmatismus noch frivolen Materialismus groß zieht, sondern religiös-sittlichen Humanismus. Der an der Hand der Religionsgeschichte, der Bibel und Erfahrung, dem wahren Gott in den Herzen der Jugend eine Stätte bereitet, sie mit tugendlichen Tugenden vor dem Heiligen, mit Liebe zum Guten erfüllt. Ein Unterricht, der, bei aller Berücksichtigung moderner Forschung, doch die Würdigkeit, Wirklichkeit, ja Nothwendigkeit des Göttlichen aufweist und so dieser kalten Generation wieder einen Hauch religiöser Innigkeit einflößt! — Sodann aber that uns religiös-ethischer Unterricht Noth. Wäre es möglich, daß die Socialdemokratie mit der Vergangenheit so radikal bröche, der ultramontanismus die Vergangenheit so rühmlich feierte, wenn wir irdenklische Geschickere lehren? von unten herauf die Jugend mit dem Ernschuldungsangabe der Nation bekannt machen? Die zahlreichen Populärgelehrten aus der Naturwissenschaft sind nützlich und gut. Nur fürchten wir, sie befördern die materialistische, autoritäre und selbstigmäßige Religion unserer Zeit. Man zeige der Menge, wo herrliche Leistungen die Bereit aufzuweisen hat; wie der Geist ist und dann, trotzdem man ihn heut ganz leugnet, ganze Nationen zu erhabenen Zielen fortgerissen hat. — Endlich sollte Literatur und Kunst gründlich gelehrt werden. Geschmaht erwöhnt nur aus Uebung. Man entsetzt sich vor dem Geschmaht des Publizismus, das Machwerke wie „der geschundene Raubritter“ Befall zulaßt, aber wer ist das Publikum, außer einer banausisch aufgelegenen Jugend! Föhnen wir das Geklagte kurz zusammen, so möchten wir für alle die zahlreichen Schäden und Mängel unserer Zeit Eins empfehlen, das, richtig verstanden, Alles umfaßt: Charakterbildung durch gründliche Schulung des Verstandes, sittliche Erziehung des Willens und ideale Veredelung des Gemüths! Soweit der Artikel. Daß solche Stimmen in Blättern wie die „Gegenwart“ laut werden, ist ein hocherfreuliches Zeichen der Zeit, das auf eine Umkehr mancher Geister schließen und auf die Belebung vieler Herzen hoffen läßt.

das Verbot der Anwendung arsenikhaltiger Farben betreffend. Unter Aufhebung unserer Polizei-Verordnungen vom 19. Juli 1850 (Amtsblatt pro 1850 S. 188) und vom 31. März 1851 (Amtsblatt pro 1851) wird auf Grund des § 11 des Gesetzes über die Polizei-Verwaltung vom 11. März 1850 die Anwendung arsenikhaltiger Farben, namentlich der grünen arsenikhaltigen Kupferfarbe zur Bereitung von Tapeten, Fensterroulleauxen, bunten Papieren, künstlichen Blumen, Spielzeug, sowie von allen zum Gebrauche von Menschen bestimmten Gegenständen, zum Tünchen der Zimmer, und ebenso das Halten derartig gefärbter Gegenstände auf den Lagern der Fabricanten und Händler bei einer Geldstrafe bis zu 30 Mark resp. verhältnismäßiger Haft verboten. Merseburg, den 31. December 1875.

Königstrasse 5 ist die herrschaftliche Bel-Etage zum 1. April anderweitig zu vermieten.

Ballgasse 2 St., k. u. r. zu verm. Dorotheenstr. 11. Fein möbl. Garçon-Logis in bester Stadtecke, bestehend aus 2 großen Zimmern, ist sofort zu vermieten. Näheres in der Ann.-Expedit. v. W. Triefl, neue Promenade 14, 1. Wöbl. St. u. k. sof. zu verm. Laubeng. 2, 1. Wöbl. Wohnung Auguststraße 3, p. f. möbl. Etage Leipzigerstraße 73, 1. f. möbl. Zimmer gr. Schloßgasse 3, 1. Eine fein möbl. Etage zu verm. Dajelsb. anst. Schlafst. Zu erst. Bahnhofstr. 6, im 2. Wöbl. St. mit Kab. an 1 oder 2 Herren sofort zu vermieten gr. Braubausgasse 2. Freundl. möbl. Zimmer zu vermieten H. Braubausgasse 14, 1. Nähe d. Promenade. Anst. Herr f. Logis u. Kost alter Markt 3, f. 1. Anst. Schlafstellen Geiststraße 2, III. fr. Schlafst. f. h. Charlottenstr. 9, III. Anst. Schlafstelle Leipzigerstraße 26. Von einer Dame eine Wohnung in anst. Hause im Preise von 150—200 M. gesucht. Abt. mit Preis unter G. S. in der Exped.

Polizei-Verordnung. das Verbot der Anwendung arsenikhaltiger Farben betreffend. Unter Aufhebung unserer Polizei-Verordnungen vom 19. Juli 1850 (Amtsblatt pro 1850 S. 188) und vom 31. März 1851 (Amtsblatt pro 1851) wird auf Grund des § 11 des Gesetzes über die Polizei-Verwaltung vom 11. März 1850 die Anwendung arsenikhaltiger Farben, namentlich der grünen arsenikhaltigen Kupferfarbe zur Bereitung von Tapeten, Fensterroulleauxen, bunten Papieren, künstlichen Blumen, Spielzeug, sowie von allen zum Gebrauche von Menschen bestimmten Gegenständen, zum Tünchen der Zimmer, und ebenso das Halten derartig gefärbter Gegenstände auf den Lagern der Fabricanten und Händler bei einer Geldstrafe bis zu 30 Mark resp. verhältnismäßiger Haft verboten. Merseburg, den 31. December 1875.

Wägnische Regierung, Abtheilung des Innern. **Bekanntmachung.** Niedergang der Jagd auf Rebhühner betreffend. Der Niedergang der Jagd auf Rebhühner wird für den Umfang des Regierungsbezirks Merseburg in diesem Jahre auf **Sonnabend den 16. November** festgesetzt. Merseburg, den 28. October 1878. **Der Bezirksrath zu Merseburg.**

Bekanntmachung. Die Maul- und Klauenseuche unter den Zugochsen der Domaine Rothenburg ist erloschen. Rothenburg, den 5. November 1878.

Königstrasse 5 ist die herrschaftliche Bel-Etage zum 1. April anderweitig zu vermieten.

Blücherstraße 11 ist die erste Etage zu vermieten.

Hall. Turn-Verein. Montags und Donnerstags „Übung.“

Vor dem Steinthor 6 ist eine Wohnung, bestehend aus 3 Stuben, 3 K., 1 K., 1 K. u. Wafchhaus versorgungshalber sofort zu vermieten. Die Bel-Etage, Wärmestufe, 18, 4 St., 2 K., Küche u. Zubeh. per 1. Jan. 1879 zu verm. Das ein Füllosen billig zu verkaufen. Die 2. Etage sofort oder auch später zu vermieten alter Markt 5. Febl. Wohn. 48 % sof. ob. sp. H. Wallstr. 2.

Wägnische Regierung, Abtheilung des Innern. **Bekanntmachung.** Niedergang der Jagd auf Rebhühner betreffend. Der Niedergang der Jagd auf Rebhühner wird für den Umfang des Regierungsbezirks Merseburg in diesem Jahre auf **Sonnabend den 16. November** festgesetzt. Merseburg, den 28. October 1878. **Der Bezirksrath zu Merseburg.**

Hall. Turn-Verein. Montags und Donnerstags „Übung.“

Für den redactionellen Theil verantwortlich C. Barsch in Halle. — Erscheint in Halle. — Druck bei Buchdruckerei des Verlagsanstalts.